



MAMA ICH NEHME DROGEN

Wenn Eltern erfahren, dass ihr Kind Drogen nimmt, bricht ihre vermeintlich heile Familienwelt mit einem Schlag zusammen. Silvia

Köstner, selbst Mutter einer Drogenabhängigen, berichtet vom Alltag mit der Sucht ihrer Tochter – von Scham, Verzweiflung, Angst und Trauer, aber auch davon, wie sie gelernt hat, ihr Kind so anzunehmen, wie es ist.

Braungebrannt sitzt sie uns gegenüber und strahlt. Gerade aus dem Urlaub in Ägypten zurückgekommen. Den kleinen silbernen Delphinanhänger, den sie um den Hals trägt, hat sie sich als Glücksbringer an eine schöne Erinnerung mitgenommen – mit Delphinen tauchen. Ein unvergessliches Erlebnis!

Keine Frage – das Leben hat sie wieder. Und es macht ihr sichtlich Freude. Das war nicht immer so. Es gab eine Zeit, da sah die Welt ganz anders aus für Silvia Köstner. Sie erinnert sich: „Ich bin damals in ein sehr tiefes Loch gefallen. Mein Leben hat sich nur mehr um meine Tochter gedreht. Dreimal täglich bin ich in ihre Wohnung gefahren, hab geschaut, ob sie noch lebt. Hab sie überall gesucht. Hab ihr morgens gesagt: ‚Aufstehen, Jacqueline!‘ Und abends: ‚Du musst jetzt schlafen gehen.‘ Ich hab zwar noch irgendwie funktioniert, konnte mich aber um meine beiden anderen Kinder nicht mehr wirklich kümmern. Ich war ein psychisches Wrack.“

Und es gab viele, viele Stunden, die sie mit ihrer Tochter in Tränen verbracht hat, wie sie das nennt. „Es hat mir in der Seele weh getan, sie so traurig zu sehen und sagen zu hören, sie wäre so gern anders und hätte sich ein einfacheres Leben gewünscht.“

„Das kann nicht sein.“ Die scheinbar heile Welt von Silvia Köstner bricht eines Tages völlig unerwartet zusammen – mit nur einem einzigen Satz, in dem ihr ihre Tochter mitteilt: „Mama, ich nehme Drogen.“

Silvia Köstner kann sich heute noch nicht erklären, warum sie nie etwas vom Drogenkonsum ihrer Tochter bemerkt hat. „Ich war vollkommen sicher, dass es so etwas in meiner Familie einfach nicht geben kann. Ich war der Meinung, dass ich alles für meine Kinder getan habe.“

Ihre erste Reaktion war auch völlige Ungläubigkeit. „Ich hab ihr einfach nicht geglaubt. Ich war vollkommen sicher: Das kann nicht sein.“

Heute sieht sie alles differenzierter.

Natürlich forscht sie nach den Gründen. Versucht, sich in ihre Tochter hineinzuversetzen, Schicksalsschläge aus deren Sicht zu sehen. Wie etwa der Tod des geliebten Großvaters, als sie sechs war. Köstner reflektiert: „So etwas passiert natürlich vielen Kindern, aber manche werden eben leichter damit fertig.“

Dann geht die Ehe der Eltern in Brüche. Grund: die Alkoholsucht des Vaters. Jacqueline leidet sehr unter der Trennung vom Vater, zu dem sie eine innige Beziehung hat. Und sie nimmt es schwer, dass die Mutter eine neue Beziehung eingeht und sie, die sieben Jahre lang als verwöhntes Einzelkind aufwuchs, plötzlich ein Schwesterchen bekommt und lernen muss zu teilen. Im Frust beginnt Jacqueline zu essen. Mehr, als ihr gut tut. Und muss bald wegen ihres Übergewichts täglich Verspottungen in der Schule und im Freundeskreis ertragen.

Mit 14, 15 lernt sie in der Schule einen kennen, der sie nicht auslacht, sondern ihr statt dessen zeigt, wie man

sich aus einer quälenden Realität wegbeamen kann. Jacqueline fängt an, mit ihm zu kiffen, Trips einzuwerfen und Medikamente zu missbrauchen. Die Folgen lassen nicht lang auf sich warten. Die Noten werden schlechter. Sie gibt die Schule auf und nimmt eine Lehrstelle als Zahnarztassistentin an. Aber auch dort kommt es zu Problemen und Unregelmäßigkeiten. Ihre Drogensucht, die sich längst auf Kokain und Heroin ausgedehnt hat, bleibt nicht unbemerkt. Schließlich gesteht sie ihrer Mutter alles. Die fällt aus allen Wolken. Die Liebe zur Tochter bleibt jedoch unverändert.

„Sie hat gesagt, sie hat so einen großen seelischen Schmerz gespürt und nicht umgehen können damit.“

In der Drogenszene darf jeder sein, wie er ist. „In der Drogenszene wurde sie angenommen“, weiß Silvia Köstner heute. „Da musst du nicht der Norm entsprechen. Dort spielt es keine Rolle, ob du dick oder dünn, groß oder klein, arm, oder reich bist und aus welchem Milieu du kommst. Dort darf jeder sein, wie er ist.“

Der Nachteil: „Gerade deshalb ist der Ausstieg aus der Szene auch so schwierig. Denn dort bist du angenommen worden. Wenn du aber wieder zurück in die ‚normale‘ Gesellschaft willst, musst du wieder optisch und sprachlich den gesellschaftlichen Normen entsprechen.“ Das ist aber für jemanden, der in der Pubertät in die Drogenszene geraten ist, fast nicht möglich, weil so ein Mensch diese gesellschaftlich erwünschten Verhaltensmuster ja nie gelernt hat.

„Sie sind wirklich arm und verlassen. Wie auf einer einsamen Insel“, sagt Silvia Köstner.



„Drogenkrank zu sein, ist sicher eines der schwierigsten Schicksale, die man zu tragen hat. Und sie hat sich das ja nicht selbst ausgesucht.“

Es war auch für Silvia Köstner nicht leicht, zu diesen Erkenntnissen zu kommen. „Früher hab ich gedacht, Drogensucht ist keine Krankheit und die Eltern sind schuld daran.“ Heute ist sie dankbar, dass sie sich durch die Sucht ihrer Tochter weiterentwickelt hat. „Ich weiß nicht, ob ich sonst so viel Toleranz und Menschlichkeit entwickeln hätte können.“ Und sie hat gelernt, sich kleinere Ziele zu stecken – etwa den Wunsch aufzugeben, dass ihre Tochter, die jetzt Sozialhilfe bezieht, je wieder berufstätig sein kann. „Sie ist HIV-positiv und hat Hepatitis C. Ihr Körper ist krank. Sie ist meiner Meinung nach nicht arbeitsfähig.“ Und zu akzeptieren, dass sie im Rahmen des Substitutionsprogramms, in dem sie derzeit ist, täglich Medikamente nehmen muss – und das vielleicht noch lange, möglicherweise für immer. Heroin, Kokain, Alkohol und Medikamentenmissbrauch haben ihre Spuren hinterlassen und Jacqueline wird ihr Leben lang suchtkrank bleiben. Sie kann nur versuchen, zu lernen, mit ihrer Sucht besser umzugehen.

„Stell ihr doch die Essenschüssel vor die Tür!“ Silvia und Jacqueline sind einen langen Leidensweg miteinander gegangen. Therapien, Drogenbera-

Silvia Köstner: „In der Drogenszene darf jeder sein, wie er ist.“

tungsstellen, Rückfälle, Psychiatrie und Selbsthilfegruppen für Angehörige waren die Stationen. Sie haben Erniedrigungen erlebt, aber auch positive Erfahrungen gemacht.

Eines der schlimmsten Erlebnisse war für Silvia Köstner der Ratschlag, die Tochter nicht mehr in ihre Wohnung zu lassen. „Und wenn sie kommt und hungrig ist?“ „Dann stell ihr eine Essenschüssel vor die Tür.“ „Wie einem Hund?“ „Ja, genau. Nur wenn sie ganz unten sind und man auf sie draufsteigt, kapiieren sie, dass sie da wieder raus müssen.“

Silvia Köstner hat diesen Rat nicht befolgt und auch die Drogenberatung, wo ihr das empfohlen wurde, nie mehr aufgesucht. „Vielleicht bewirkt ja bei manchen eine solche Härte etwas“, überlegt sie, „aber das ist nicht mein Weg. Konsequenz – ja. Härte – nein.“

Und was ist der Unterschied? Da braucht sie nicht lang nachzudenken. „Kaltblütigkeit.“

Heute ist Jacqueline 26 Jahre alt, hat vor kurzem eine neue Wohnung bezogen – ein wichtiger Schritt für sie, denn ihr früheres Heim war mit vielen un schönen Erinnerungen verbunden. Sie hat einen Partner gefunden, der berufstätig ist und keine Drogen nimmt und dem gemeinsamen kleinen Söhnchen, das vor 14 Monaten auf die Welt kam, ein liebevoller Vater ist.

In jedem schlummert ein Suchtpotenzial. „Natürlich gibt's immer wieder Rückschläge. Ich helfe ihr. Sie weiß, sie kann jederzeit zu mir kommen oder mir den Kleinen bringen. Wir haben jeden Tag Kontakt.“ Heute etwa steht ein gemeinsamer Besuch beim Zahnarzt auf dem Programm. Jacqueline hat durch ihre Drogensucht ihre Zähne verloren und soll jetzt eine Prothese bekommen. Und in ein paar Wochen wird ihr eine Magenbypassoperation helfen, ihr Übergewicht abzubauen.

„Sie ist eine bessere Mutter geworden, als ich es ihr zugetraut hätte und ich bin dankbar über den wunderschö-



„Ich liebe meine Tochter und bin stolz auf sie.“

nen Enkelsohn“, freut sich Silvia Köstner und fügt hinzu: „Ich liebe meine Tochter und bin stolz auf sie.“

Das war nicht immer so. Es hat eine Zeit gegeben, da empfand sie Scham, wenn Bekannte sie gefragt haben: „Was macht denn deine Tochter – studiert sie auch?“ Was sagt man da? „Sie ist arbeitslos, liegt am Karlsplatz herum und gibt sich wahrscheinlich grad einen Schuss ...“?

Sie lügt: „Sie ist Zahnarztassistentin. Es geht so ...“

Es hat eine Weile gedauert, bis sie sich dazu durchgerungen hat, die Wahrheit zu sagen: „Meine Tochter ist krank. Es geht ihr nicht gut. Sie kann nicht arbeiten.“

Ihre Erkenntnisse und Erfahrungen möchte Silvia Köstner auch anderen Betroffenen weitergeben. Daher hat sie neben ihrer Tätigkeit als mobile Heimhilfe die Ausbildung zur Lebens- und Sozialberaterin gemacht und leitet seit 3 1/2 Jahren ehrenamtlich eine Selbsthilfegruppe von Eltern mit drogenabhängigen Kindern im Elternkreis

Wien – Verein zur Förderung von Suchtvorbeugung und Selbsthilfe (www.elternkreis.at). Diesen Hilfe- und Ratsuchenden versucht sie, mitzugeben, was sie sich selbst im jahrelangen Umgang mit der Drogensucht ihrer Tochter erarbeitet hat: einfach mehr Toleranz zeigen. „In einer Zeit, die vom Leistungsdruck und steigenden Ansprüchen geprägt ist, geht leider immer mehr das Wesentliche verloren – das Zusammengehörigkeitsgefühl der Menschen.“

In jedem von uns, so meint sie, schlummert ein gewisses Suchtpotenzial – ob es zum Ausbruch kommt, hängt davon ab, wie wir mit Schicksalsschlägen umgehen. Manche schaffen das eben besser, andere weniger gut.

„Das ist auch der Grund, warum ich dieses Interview gebe. Ich will die Botschaft vermitteln, wie viel Liebe diese Menschen brauchen und wie wichtig es für sie ist, geliebt zu werden.“

Doris Maria Kohrs

Web-Tipp:

www.elternkreis.at